

Unsere Sprachen sind vielfältiger als wir meinen

Ein Plädoyer für einen realitätsnahen Sprachunterricht

1. Einleitung

Wer in die traditionelle Schulgrammatik einer Sprache blickt – sei es eine lateinische oder die irgendeiner modernen Sprache –, bekommt üblicherweise den Eindruck von starker Einheitlichkeit vermittelt: Es scheint, als ob jede Sprache nur aus einem einzigen System mit einer einzigen festgelegten Standardgrammatik bestünde, aus der sich immer ablesen lässt, was richtig ist, während alle Abweichungen von dieser Norm als „falsch“ zu beurteilen sind. Diese Sicht ist grob vereinfachend, künstlich, und das Lernen nur dieser Grammatik im Unterricht führt keineswegs zu einer guten, „korrekten“ Sprachbeherrschung. Einem, der eine solche Standardgrammatik perfekt beherrscht, wird es so ergehen wie ELIZA DOOLITTLE in GEORGE BERNARD SHAW'S „Pygmalion“: Diese Person wird zwar scheinbar korrekt sprechen – und dennoch ständig Fehler produzieren.

Woher kommt dieses Paradox? Es liegt daran, dass jede sprachliche Äußerung nicht in einem gleichsam luftleeren Raum erfolgt, sondern stets in Abhängigkeit von mehreren außersprachlichen Gegebenheiten steht. Die moderne Sprachwissenschaft unterscheidet vier Varianzen, die nach folgenden Fragen unterschieden werden können:

1. „Diachronische“ Varianz der Sprache: Wann, in welcher Zeit haben die Sprecher eine Äußerung getan?
2. „Diatopische“ Varianz: Woher stammen die Sprecher?
3. „Diastratische“ Varianz: Zu welcher sozialen Schicht gehören die Sprecher?
4. „Diaphasische“ Varianz: In welcher kommunikativen Situation verwenden die Sprecher die Sprache?

Diese Varianzen manifestieren sich in jeder Äußerung in einer natürlichen Sprache, im Latein genauso wie in jeder modernen Sprache. Mit der Erforschung der Frage, wie die genannten Varianzen eine sprachliche Äußerung beeinflussen,

befasst sich die sog. „Varietätenlinguistik“. Ihre Ergebnisse ermöglichen einen viel realistischeren Blick auf das Phänomen Sprache und insbesondere auf die Frage, worin sich gewisse, anscheinend synonyme Ausdrucksweisen voneinander unterscheiden. Da es unsere tiefe Überzeugung ist, dass gymnasialer Sprachunterricht nicht auf der Ebene der Grammatik und des Wortschatzes sowie – in den modernen Sprachen – der Kommunikationsfähigkeit stehen bleiben darf (vgl. WIRTH/SEIDL/UTZINGER 2006, passim), werden die Resultate der Varietätenlinguistik auch für den Sprachunterricht in jeder beliebigen Sprache relevant.

Die folgenden Ausführungen haben zum Ziel, diese Unterrichtsrelevanz aufzuzeigen. Dazu werden die vier genannten Varianzen einzeln vorgestellt (Kap. 2 bis 5); nach einer allgemeinen Einführung (Kap. 2.1, 3.1 usw.) wird jeweils auch gezeigt, worin sich die betreffende Varianz speziell im Latein manifestiert (Kap. 2.2, 3.2 usw.). Anschließend werden die Varianzen in ihrem Zusammenspiel und ihrer gegenseitigen Beeinflussung gezeigt (Kap. 6). Zum Schluss folgen Ausführungen über den didaktischen Nutzen dieser Erkenntnisse und es werden konkrete Unterrichtsziele formuliert (Kap. 7).

2. Die diachronische Varianz

2.1. Allgemeines

Jede Sprache verändert sich mit der Zeit. Selbst wenn sich in einer Sprache eine standardisierte Form herausbildet, ist dieser allgemein verbindliche Standard immer für Veränderungen offen. Das gilt auch für die deutsche Sprache, deren Standardform am Beginn des 21. Jahrhunderts anders aussieht als 200 Jahre zuvor. Man erkennt das daran, dass Wörter, Wortformen und -bedeutungen sowie syntaktische Konstruktionen, die zur Zeit GOETHES und SCHILLERS üblich waren, heute selbst in einem durchaus entsprechenden literarischen Umfeld – diese Einschränkung ist

wesentlich – nicht mehr gebräuchlich sind. Dass diese Unterschiede bestehen, ist unbestritten; strittig ist nur, wie und ob überhaupt dieser Sprachwandel auch qualitativ zu werten ist.

Bemerkenswerterweise kann ein Sprachwandel auch nur eine Teilmenge aller eigentlich „gefährdeten“ Formen bzw. Funktionen erfassen. Das wird deutlich am Beispiel des Genitivs, der

in der deutschen Sprachkritik schon seit dem 19. Jahrhundert als vom Aussterben bedroht gilt. Diese Ansicht hat sich sogar im Titel eines einschlägigen Werkleins von BASTIAN SICK niedergeschlagen: „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“. Bei näherer Betrachtung der verschiedenen Genitivfunktionen zeigt sich in der heutigen Standardsprache jedoch eine ganz andere Situation, wie aus folgender Tabelle hervorgeht:¹

Genitivfunktion		Beispiel	Tendenz
Attribut	vorangestellt (Personenname)	<i>Peters Auto</i>	stabil
	vorangestellt (geograph. Name)	<i>Berlins Bürgermeister</i>	zunehmend (seit Ende 19. Jh.)
	vorangestellt (geograph. Name); abhängig von Personennamen	<i>Deutschlands Oliver Kahn</i>	zunehmend (Ende 20. Jh., Pressesprache)
	vorangestellt, sonstige Fälle	<i>des Kaisers neue Kleider</i>	veraltet (nur noch archaisierend)
	nachgestellt, Personenname	<i>Die Balladen Schillers</i>	abnehmend
	nachgestellt, sonstige Fälle	<i>das Haus des Onkels</i>	stabil
Objektskasus		<i>ohne des Anlasses zu erwähnen</i>	stark abnehmend
Partitiv (als Attribut und als Objekt)		<i>ein Glas Weines</i>	veraltet
Präpositionalkasus	nach „alten“ Präp.	<ul style="list-style-type: none"> • <i>wegen Umbaus geschlossen</i> • <i>namens seines Vaters</i> 	unterschiedlich: <ul style="list-style-type: none"> • abnehmend: <i>wegen</i> • stabil: <i>namens</i> • zunehmend: <i>trotz, dank</i>
	nach „neuen“ präp. Fügungen	<i>hinsichtlich des Gesamtvolumens</i>	zunehmend (v. a. Verwaltungssprache)

Es zeigt sich also, dass nicht einfach „der“ Genitiv ausstirbt. Interessanterweise ist der Genitiv als morphologische Form gerade in derjenigen Funktion, die SICK zu seinem Pamphlet den Titel geliefert hat und die zu unserer obigen Kategorie „nachgestellt, sonstige Fälle“ gehört, in der Standardsprache nach wie vor ungefährdet;² andererseits kann der Kasus sogar in neuen Funktionen verwendet werden, in denen er früher nicht gebräuchlich war. Nur in bestimmten Funktionen und kommunikativen Situationen (Näheres hierzu folgt in Kap. 5.1) wird der Genitiv durch verschiedene andere morphosyntaktische Verfahren ersetzt. Da die entsprechenden Funktionen also weiterhin ausgedrückt werden – wenn auch mit anderen Mitteln,

z. B. durch die Präposition „von“ –, handelt es sich auch nicht um eine objektiv feststellbare „Verarmung“ der Sprache, sondern um eine normale Erscheinung von Sprachwandel. Ein solcher lässt sich aber höchstens nach gänzlich subjektiven Kriterien bewerten – eine Feststellung, die auch Folgen für die Darstellung und Besprechung solcher Erscheinungen im Unterricht haben muss.

2.2. Im Latein

Auch das Latein hat sich im Laufe der Jahrhunderte verändert. Selbst in Texten, die heute im Schulunterricht durchgenommen werden, sind Veränderungen der Sprache zwischen dem Altlatein des frühen 2. Jahrhunderts – bei PLAUTUS und TERENCE – und der Klassik zur Zeit CAESARS

und CICEROS gut erkennbar. Dies zeigt sich beispielsweise an den Formen des Konjunktiv Präsens von *esse*, der im Altlatein noch sehr altertümlich *s-iē-m*, *s-iē-s*, *s-iē-t*, *s-i-mus*, *s-i-tis*, *s-i-ent* lautet.³ Hundert Jahre später jedoch hat sich das – ursprünglich nur im Plural berechnete – Konjunktivzeichen *-ī-* in sämtlichen Personen analogisch durchgesetzt.

In der Zeit nach der Klassik passiert dann ein merkwürdiges Phänomen: Die uns vor allem überlieferte geschriebene lateinische Standardsprache wird – ohne Eingriffe von irgendwelchen Akademien oder staatlichen Stellen – zum Modell für alle späteren Zeiten, und zwar so stark, dass von nun an in dieser Schriftsprache nur noch marginale Veränderungen eintreten, wie z. B. das nunmehr durchgängig nach der 3. Konjugation flektierte Verb *ēsse/edere*. Sonst jedoch blieben die lateinische Orthographie⁴ und die gesamte Formenlehre sowie die Syntax im Wesentlichen unverändert; allenfalls sind Formen seltener geworden oder ganz ausgestorben (z. B. das Supinum I) bzw. syntaktische Konstruktionen haben an Häufigkeit zugenommen (das Gerundium auf Kosten des Partizips der Gleichzeitigkeit). Diese Versteinerung der Schriftsprache hat zur Folge, dass jemand mit seinen Kenntnissen der Formen und Syntax des klassischen Lateins ohne Probleme auch Texte lesen und verstehen kann, die ein halbes Jahrtausend nach CICERO entstanden sind; man muss also nicht eigens eine „spätlateinische Grammatik“ neu lernen.

Die rigide Standardisierung der Sprache mit dem Festhalten an der Grammatik des 1. Jahrhunderts hatte jedoch eine gravierende nachteilige Auswirkung: N e b e n der uns greifbaren geschriebenen Sprachform existierte ja immer auch eine gesprochene Sprache. Diese Sprachform ist unter dem sehr unglücklichen Namen „Vulgärlatein“ bekannt geworden und gehört, da ursprünglich nur im mündlichen Gespräch verwendet, eigentlich zur Diaphasie (vgl. Kap. 5). Während die geschriebene Sprache gleichsam erstarrte, entwickelte sich die gesprochene Sprache des Alltags ungehindert weiter und entfernte sich Schritt für Schritt vom Schreibstandard. Deshalb wurde der Aufwand, um sich den

Schreibstandard anzueignen, mit der Zeit immer größer. Als dann im Gefolge der Völkerwanderungszeit auch das Schulsystem weitgehend zusammenbrach, blieb kaum jemand übrig, der die klassische Schreibsprache noch beherrschte; wer überhaupt noch schreiben konnte, schrieb, von formelhaften Versatzstücken abgesehen, meist so, wie ihm der Schnabel gewachsen war, so dass also die analphabetische Gesellschaft des Jahres 700 einen zeitgenössischen geschriebenen lateinischen Text, der vorgelesen wurde, recht gut verstehen konnte.⁵ Einzig in Irland, wo das Latein neben der einheimischen keltischen Sprache stets eine zu lernende Fremdsprache geblieben war, blieb, von den Wirren der Völkerwanderungszeit unbeschadet, der klassische lateinische Schreibstandard erhalten. Dann aber versuchte auf dem Kontinent KARL DER GROSSE, unterstützt von seinem „Kultusminister“, dem Iren ALKUIN, den christlichen Glauben wieder zu heben. Ein Mittel dazu waren verbesserte Lateinkenntnisse des Klerus; dieser wurde angehalten, den Gläubigen Predigten aus der Zeit AUGUSTINS zu halten – mit dem Erfolg, dass kein Gläubiger mehr verstand, was ihm gepredigt wurde. Die Kirche reagierte schnell: 814 fand in Tours ein Konzil statt, das verfügte, die Priester sollten künftig danach trachten, die Predigten „*in rusticam romanam linguam aut thiotiscam*“ zu übersetzen: das erste Zeugnis für das mittlerweile entstandene Bewusstsein, dass die Alltagssprache kein Latein mehr war, sondern eben eine andere Sprache. Erst damals ist Latein endgültig zur toten Sprache geworden, die von niemandem mehr als Erstsprache gesprochen wurde.

3. Die diatopische Varianz

3.1. Allgemeines

Alle modernen Sprachen weisen in mehr oder minder ausgeprägtem Maße eine räumliche Gliederung in Dialekte auf, wobei diese unterschiedlich lebenskräftig sind: Recht vital sind sie im italienischen und im süddeutschen Sprachbereich, fast völlig verschwunden sind sie in Frankreich, in der französischen Schweiz sowie im nord- oder niederdeutschen Raum; in der deutschen Schweiz hingegen sind sie lebendiger

denn je und dienen als alltägliches Verständigungsmittel der gesamten Bevölkerung, und zwar ohne soziale Grenzen.

Weniger bekannt ist, dass selbst die heutigen eigentlich stark normierten, zur Vereinheitlichung tendierenden Standardsprachen meist ebenfalls, wenn auch schwach, räumlich gegliedert sind. Die räumlichen Varianten haben – worauf hier ausdrücklich hingewiesen sei – nichts mit „dialektnaher“ Sprache oder gar „Umgangssprache“ zu tun (vgl. Kap. 5), sondern sie stellen in ihren Verbreitungsgebieten zum Teil den ganz normalen, unauffälligen Standard dar, der denn auch in den Schulen als solcher gelehrt wird. Aus diesem Grund gibt es zwischen den verschiedenen diatopischen Ausprägungen der Standardsprachen auch keine qualitativen Unterschiede; in der modernen Forschung spricht man in diesem Fall von „plurizentrischen Sprachen“ (vgl. AMMON 1995). Ein Musterbeispiel für eine solche plurizentrische Sprache ist neben dem Spanischen und dem Englischen auch das Neuhochdeutsche, wo es beträchtliche Unterschiede nicht allein zwischen den Standardsprachen der verschiedenen, mehrheitlich deutschsprachigen Länder gibt. Hierzu vergleiche man Helvetismen wie das seit dem frühen 20. Jahrhundert zugunsten von <ss> gänzlich aufgegebene <ß> (<Strasse>, <Fussball>⁶) bzw. Strukturen des Typs *gut, seid ihr gekommen* (statt *gut, dass ihr gekommen seid*), Austriazismen wie *Jänner* für sonst übliches *Januar* und *am* statt *auf dem* (*am Land wohnen*; *Geld am Konto haben*) sowie auf Deutschland – oder Teile Deutschlands – beschränkte sog. „Teutonismen“ wie *Abitur* (statt wie in Österreich und der Schweiz üblich *Matura*, in der Schweiz auch *Matur* oder *Maturität*) und *Geldautomat* (in Österreich: *Bankomat*, in der Schweiz: *Banco-mat*). Sogar innerhalb Deutschlands finden sich bemerkenswerte Unterschiede wie im Norden übliches *Sonnabend* bzw. *Apfelsine* (im Süden sowie in Österreich und der Schweiz: *Samstag* bzw. *Orange*).⁷

3.2. Im Latein

Im Gegensatz zum Altgriechischen sind im Latein – jedenfalls, was potenzielle Schultexte

betrifft – kaum diatopische Differenzen auszumachen. Allenfalls findet man in altlateinischen Inschriften noch (geringe) derartige Unterschiede.⁸ Schon bald aber kommt es zu einer offenbar vollständigen Entdialektalisierung.⁹

Im Gefolge der Ausbreitung des lateinischen Sprachgebiets über weite Teile Westeuropas und des Maghreb ist mit Sicherheit damit zu rechnen, dass neuerliche Dialektunterschiede entstanden sein müssen, denn es ist schlechterdings unvorstellbar, dass auf einem Gebiet von annähernd 3.000.000 km² überall dieselbe Sprache gesprochen worden sein soll. Zwar sind Zehntausende von gut lokalisierbaren Inschriften erhalten und diese strotzen auch zum Teil vor Abweichungen vom Standardlatein, doch lassen sich auch in diesen „Fehlern“ keine räumlichen Unterschiede feststellen. Entsprechende Anzeichen sind erst nach der großen politischen und ökonomischen Krise, die das Römische Reich im 3. Jahrhundert n. Chr. durchmachen musste, zu erkennen: Die ersten unzweifelhaften diatopischen Unterschiede stammen aus der Zeit des ausgehenden 4. Jahrhunderts. Von da an werden Dialektmerkmale – aber nur bei Autoren, die den Schreibstandard nicht mehr so gut beherrschen (vgl. oben 2.2), nicht jedoch bei Klassikern wie AUGUSTIN und BOETHIUS – immer häufiger und es ist deutlich zu erkennen, dass das lateinische Sprachgebiet schon um 500 n. Chr. in verschiedene, ganz kleinräumige Dialektgebiete zerfallen war: So wurde damals im östlichen Oberitalien schon ein erkennbar anderes Latein gesprochen als südlich des Appennin bzw. in der westlichen Poebene oder gar in Südfrankreich (vgl. SEIDL 2003).

4. Die diastratische Varianz

4.1. Allgemeines

Die Sprecher einer Sprache bilden kein einförmiges Ganzes, sondern lassen sich nach unterschiedlichen Kriterien in verschiedene Gruppen einteilen. Mitunter wirkt sich diese Gruppenbildung auch in der Sprache aus.

Erkennbar ist dieser Umstand zunächst einmal daran, dass sich schon auf Grund von gemeinsamen Beschäftigungen und Interessen ein gruppenspezifischer Wortschatz herausbil-

det. Wenn sich die betreffende soziale Gruppe als Fachleute mit einer bestimmten Materie beschäftigt, kann ihr Wortschatz differenzierter sein als der Allgemeinwortschatz. Beispiele hierfür finden sich massenhaft, so etwa in der Landwirtschaft für die ganz fein differenzierten Altersstufen von Nutzvieh, im Fußball oder auch in der Graffiti-Szene (z. B. die Anglizismen *Tag* „Unterschrift in Kürzelform“, *scratches* „einen *Tag* auf einer glatten Oberfläche anbringen, indem diese mit scharfen Werkzeugen usw. zerkratzt wird“). Andererseits existieren manchmal für gewisse, auch allgemein bekannte Konzepte auch gruppenspezifische Synonyme: Dabei kann es sich um Wortkürzungen handeln wie schülersprachliches *Direx* (aus *Direktor*) oder um Ausdrücke mit ganz anderer Bedeutung wie jugendsprachliches *fett* „toll; bewundernswert“ bzw. bei Schweizer Jugendlichen *easy* als Antwort auf eine Entschuldigung. Dieser Spezialwortschatz, der Außenstehenden zum Teil unverständlich ist, erhält dadurch eine wichtige sekundäre Funktion: Er wirkt innerhalb der Gruppe identitätsstiftend und gegen außen hin abgrenzend. Die genannten Phänomene beschränken sich aber gewöhnlich nur auf den Wortschatz und – was wichtiger ist – sie werden oftmals von den Gruppenangehörigen nur gruppenintern verwendet, ihr Gebrauch ist also situationsabhängig und gehört deshalb in die Diaphasie (vgl. unten Kap. 5).

Wichtiger sind die Unterschiede, die sich in Abhängigkeit von der Zugehörigkeit der Sprecher zu einer sozio-ökonomischen Schicht manifestieren: So ist es ein Faktum, dass besonders Angehörige der Unterschicht sich sprachlich anders ausdrücken als Angehörige von Mittel- und Oberschicht. Dies liegt unter anderem an der unterschiedlichen Dauer und Intensität auch der sprachlichen Ausbildung – nur wer eine höhere Schule besucht, lernt systematisch, auch komplexere Texte zu verstehen und zu verfassen – sowie daran, dass zumal die Oberschicht zum Teil seit Generationen über genügend Freizeit verfügt, um sich literarisch zu beschäftigen. Wer zudem schon im Elternhaus durch das Vorbild der Erwachsenen zum Lesen ermuntert und nicht im Gegenteil durch

die verbreitete Geringschätzung von Lektüre abgehalten wird,¹⁰ entwickelt automatisch einen differenzierteren Wortschatz und verfügt über eine bessere Kenntnis der – zumal geschriebenen – Standardsprache.

Über diese unterschiedliche Verfügbarkeit verschiedener sprachlicher Register hinaus – die wiederum in die Diaphasie von Kapitel 5 gehören – ist überdies oftmals zu beobachten, dass die Angehörigen bestimmter sozio-ökonomischer Schichten dadurch, dass sie fast ständig nur mit ihresgleichen Kontakte haben, einen speziellen Wortschatz bzw. eine eigene Aussprache aufweisen. Bekannt sind etwa bei der Pariser Oberschicht der „*accent du XVI^e*“ (auch „*accent Marie-Chantal*“ genannt)¹¹ oder in der Stadt Bern die (heute im Verschwinden begriffene) Sprache der Patrizier.

In solchen Fällen verraten die Sprecher mittels ihrer Sprache automatisch, dass sie aus einer bestimmten sozialen Schicht stammen. Dies hat zwei Folgen: Erstens schließen die Hörer von der Sprachform eines Sprechers auf dessen gesellschaftliches Prestige und zweitens werden die Sprecher der weniger prestigeträchtigen Varietät versuchen, dieses Stigma abzulegen; die Sprachform der Oberschicht gilt als nachahmenswertes Beispiel, so wie umgekehrt die Angehörigen der Oberschicht aus ihrer Sprache alles verbannen, was an die Sprachform der Unterschicht erinnert.

4.2. Im Latein

Auch im Latein sind natürlich gewisse Ausdrücke bekannt, die zumindest ursprünglich nur in bestimmten Berufsgruppen verbreitet waren: So ist das Verb *delirare* von *lira* „Ackerfurche“ abgeleitet und bedeutet also ursprünglich in der Sprache der Ackerbauern, vom Pflug gemeint, „aus der Furche geraten“. Später wurde es in metaphorischer Bedeutung „(geistig) aus dem Ruder laufen; spinnen“ in die Allgemeinsprache übernommen.

Darüber hinaus muss es auch sprachliche Unterschiede zwischen den verschiedenen sozio-ökonomischen Schichten gegeben haben. Bei der Deutung der Befunde ist jedoch zu berücksichtigen, dass die uns erhaltenen

Textzeugnisse fast ausnahmslos in der Standardform überliefert sind, wie sie maßgeblich von Angehörigen der Oberschicht geprägt worden ist. Wir wissen also praktisch nur, wie die Oberschicht schrieb, aber nicht sehr gut, wie sie allenfalls gesprochen hat. Auf der anderen Seite sind – in Inschriften (man denke vor allem an die Wandinschriften aus Pompeii) und erhalten gebliebenen Briefen (etwa des Soldaten CLAUDIUS TERENTIANUS) auch schriftliche Äußerungen von Leuten aus der Unterschicht überliefert. Darin treten zwar zahlreiche Abweichungen vom sonst üblichen Standardlatein auf, ihren Grund haben diese aber eben darin, dass bildungsferne Schichten mit wenig Übung im Verfassen von schriftlichen Texten Elemente ihrer Alltagssprache durchscheinen lassen. Es lässt also erkennen, wie die Unterschicht gesprochen hat, doch wissen wir meistens nicht, ob diese Aussprache auch für Angehörige der Oberschicht gegolten hat. Immerhin gibt es ein paar Ausnahmen: So wissen wir aus mehreren Quellen, dass die Aussprache des Diphthongs /au/ als langes /ō/ typisch für die römische Unterschicht war; populistische Anbiederung an diese Schicht veranlasste CICEROS Gegner, den hochadeligen PUBLIUS CLAUDIUS PULCHER dazu, sein *Nomen gentile* in die plebeisichere Form CLODIUS abzuändern. – Eine Fundgrube sind die „*Satyrica*“ des PETRON mit den (fiktiven) Reden der handelnden Personen, in denen auch an der Sprache gut zu erkennen ist, dass hier Leute mit sehr unterschiedlichem Bildungsgrad sprechen: Während die Äußerungen der Hauptpersonen (vor allem diejenigen von Encolpius und Eumolpus) den Gesprächston gebildeter Römer aus gutem Haus zeigen, sind in den Freigelassenengesprächen mehrere Anzeichen dafür vorhanden, dass wir es mit Leuten zu tun haben, die trotz ihres Reichtums

Angehörige der Unterschicht geblieben sind. Dafür sind weniger die allgemein bekannten Abweichungen von der lateinischen Standardsprache typisch – denn diese sind in den meisten Fällen situationsbedingt, also diaphasisch zu erklären (vgl. unten 5.2) –, sondern andere Eigenheiten wie der häufige Rückgriff auf Phrasen mangels eigener Formulierungskünste (z. B. bei Dama [Kap. 41]: *dies nihil est; dum versas te, nox fit*; bei Seleucus [Kap. 42]: *aqua dentes habet; antiquus amor cancer est* usw.), das sogar in schon oft erzählten Geschichten monotone Vokabular (vgl. die Geschichte vom Werwolf in Kap. 61ff.)¹² oder die vulgäre Ausdrucksweise (vgl. Seleucus: *frigori laecasin dico* [griech. λαικάσειν; vgl. engl. *fuck off!* „hau ab“]; der Gastgeber Trimalchio drückt sich zunächst noch vornehm verhüllend aus, vgl. Kap. 47 *sua re causa facere* bzw. *facere, quod se iuuet*, während er später, immer betrunken, die Dinge beim Namen nennt, vgl. Kap. 71 *ne omnis populus ad monumentum cacatum currat*; vgl. auch die wüste Beschimpfung seiner Frau Fortunata in Kap. 74).¹³

5. Die diaphasische Varianz

5.1. Allgemeines

Von zentraler Wichtigkeit für den sprachlichen Ausdruck ist die Situation, in der eine bestimmte sprachliche Äußerung erfolgt. Um die mannigfaltigen kommunikativen Situationen in einleuchtender Weise zu klassifizieren, sind verschiedene Modelle vorgeschlagen worden. Als für didaktische Zwecke besonders nützlich erweist sich das folgende: Verschiedene denkbare kommunikative Situationen werden als auf einem Kontinuum liegend aufgefasst: Am einen Pol liegt eine besonders intime Sprachform (genannt „Nähesprache“), am anderen eine hochoffizielle (genannt „Distanzsprache“):



Kommentar:

Je nach Situation drücken wir uns also unterschiedlich aus: Im vertrauten Gespräch mit einem guten, persönlich anwesenden Freund über ein beiden bekanntes, emotional in hohem Maße geladenes Thema sprechen Angehörige aller Sprachen und Schichten anders als in einem Vortrag, in dem man einem fremden Publikum ein unbekanntes Thema nahe bringen soll. Auch im schriftlichen Ausdruck gibt es deutliche Unterschiede: Eine SMS wird anders formuliert als ein Bewerbungsbrief. – Insgesamt besteht eine Abhängigkeit vom gewählten Medium (Schallwellen bzw. Schrift), indem nächsprachliche Äußerungen üblicherweise meist gesprochen sind, während distanzsprachliche eher schriftlich niedergelegt werden.

Die gestrichelten Pfeile zeigen, wie sich bei ein und derselben Situation die Lage auf dem Kontinuum verschiebt, je nachdem, ob die Situation vom mündlichen ins schriftliche Medium übertragen wird oder umgekehrt. Dies liegt daran, dass für die mündliche Kommunika-

tion typische Eigenheiten bei der Übertragung in das jeweils andere Medium herausgefiltert werden oder (im Falle des verlesenen, zuvor schriftlich formulierten Vortrags bzw. Urteils) neu dazukommen. Solche Eigenheiten sind: (1) Gesprächsübernahmesignale (als engl. Fachausdruck: „turn-taking signals“), die die Funktion haben, dem Gesprächspartner anzuzeigen, dass man die Sprecherrolle übernimmt (vgl. engl. *well*), (2) Überbrückungssignale wie *ähh* (mit der Bedeutung: „ich möchte weitersprechen, doch suche ich gerade nach einem Ausdruck“), (3) Beendigungssignale wie süddeutsch *gell?* (zeigen an, dass man mit seiner Botschaft zu Ende ist), (4) Wortwiederholungen wie *die ... die ... die ... Desoxyribonukleinsäure* usw.

Wo eine gegebene sprachliche Äußerung auf diesem Kontinuum zu liegen kommt, ist von einer ganzen Reihe unterschiedlicher Faktoren abhängig:

Faktoren		nähesprachlicher Pol	distanzsprachlicher Pol
an der jeweiligen kommunikativen Situation ebenfalls beteiligter Partner	Anzahl	wenige	viele
	soziale Stellung	gleich oder niedriger	höher
	bekannt/vertraut	ja	nein
	räumliche Situierung	anwesend	abwesend
	Rollenverteilung	offen	fest
	Sprecherwechsel möglich?	ja	nein
Kommunikation an und für sich	gemeinsames Wissen (situativ, kulturell)	groß	gering
	Thema	variabel	fixiert
	Öffentlichkeit	nein	ja
	Spontaneität	groß	gering
	Planung	gering	groß
	Emotionalität	groß	gering
	Verhältnis Produktion vs. Rezeption	verzahnt, interaktiv (Rückfragen möglich)	voneinander losgelöst
Aussagen	provisorisch, modifizierbar	definitiv	
verwendetes Medium		gesprochen	geschrieben

In dieser Kategorie von situativ bestimmter Sprache haben auch die Begriffe *Standardsprache* und *Umgangssprache* ihren Platz:

- Die *Standardsprache* hat ursprünglich den Zweck, vor allem die schriftliche Kommunikation für ein größeres, fremdes Publikum auch über unbekannte Themen, ohne direkten Kontakt über weite Distanzen zu gewährleisten. Auf Tabelle 3 liegen die prototypischen Situationen, in denen die Standardsprache zum Zuge kommt, vor allem beim distanzsprachlichen Pol des schriftlichen Mediums. Dagegen gehört die Verwendung der Standardsprache in intimen Situationen am anderen Ende des Kontinuums nicht zu deren ursprünglichem Aufgabenbereich, ja sie kann dort sogar gespreizt und deplatziert wirken.¹⁴
- Die *Umgangssprache* dient hauptsächlich der direkten mündlichen Kommunikation unter einander Bekannten über vertraute Themen des Alltags. Damit liegt ihr typischer Anwendungsbereich vor allem am nähesprachlichen Pol des mündlichen Mediums.

Mit Hilfe dieses Kontinuums lassen sich nunmehr verschiedene weiter oben aufgeworfene Fragen erklären:

- Das angebliche Aussterben des deutschen Genitivs (vgl. oben Kap. 2.1) macht sich im heutigen Deutsch vor allem als mehr oder weniger vollständiges Fehlen von Genitivformen in der gesprochenen Nähesprache – also in der Umgangssprache – bemerkbar, die jedoch einen ganz anderen Anwendungsbereich hat als die geschriebene Distanzsprache. Analog verhält es sich mit anderen Phänomenen, die von der Sprachkritik ebenfalls als Zeichen einer „Sprachverhunzung“ gedeutet werden, so, wenn WOLF SCHNEIDER unlängst¹⁵ das in Chats übliche „Kindergelalle“ (*megaknuddel*) mit einer Ballade von GOETHE vergleicht: Dieser Vergleich zwischen spontaner Nähesprache¹⁶ und hochartifizieller Poesie ist schlechterdings unzulässig; wenn schon, hätte Schneider Goethes Götzzitat mit heutigen Beschimpfungen vergleichen müssen.
- Auch die Ursachen für die unterschiedliche Verwendung von Dialekt bzw. Standard-

deutsch in der deutschen Schweiz werden jetzt klarer: Die nächsprachliche Kommunikation erfolgt grundsätzlich in einem der Dialekte, für die distanzsprachliche ist Standarddeutsch vorgesehen.¹⁷

5.2. Im Latein

Im Gegensatz zu den recht spärlichen Spuren von diachronischer, diatopischer und diastratischer Varianz finden sich selbst im geschriebenen Standardlatein zahlreiche Textzeugnisse, die im erwähnten Kontinuum an unterschiedlichen Stellen lokalisiert und damit eher als distanz- bzw. eher als nächsprachlich bezeichnet werden können.

Sammelbegriff für die eher nächsprachlichen Ausdrucksformen ist das berühmt-berühmte „Vulgärlatein“: Im Gegensatz zum ersten Anschein handelt es sich hierbei aber nicht nur um die Sprache des römischen *vulgus*, sondern um die allgemein gebräuchliche Sprache des täglichen Gebrauchs und damit um das Analogon zur heutigen deutschen „Umgangssprache“. Diese täglich verwendete Sprachform war es, die langsam, im Laufe der Jahrhunderte, in die romanischen Sprachen übergang. Für distanzsprachliche Situationen – vor allem des schriftlichen Mediums – bildete sich bis in die Zeit des Klassischen oder Goldenen Lateins die oben in Kap. 2.2 erwähnte Standardvariante heraus, das in allen Grammatiken kodifizierte „Klassische Latein“. Deutlicher ausgedrückt:

Das sog. „Vulgärlatein“ ist nicht, wie manche Philologen immer noch wännen, eine minderwertige Verfallserscheinung, die obendrein aus dem klassischen Latein hervorgegangen sein soll, sondern die neben der Standardform für andere kommunikative Zwecke geeignete, stets präsente Umgangssprache, aus der sich die Standardvariante erst in (vor-)klassischer Zeit entwickelt hat.

Da schon von der Themenwahl her viele nächsprachliche Situationen nicht zu einer Verewigung in schriftlicher Form bestimmt sind, gibt es nicht viele Zeugnisse dieser lateinischen Umgangssprache, die auf uns gekommen sind. Zu den bekanntesten gehören – im Rahmen der

Schullektüre – private Briefe CICEROS (etwa an seine Kinder und an seinen Bruder), (fiktive) Dialogpartien in der altlateinischen Komödie bzw. in den Satiren des HORAZ (zumal die berühmte Schwätzersatire) sowie die schon erwähnten Unterhaltungen der Freigelassenen in PETRONS „*Satyrica*“.

Diese lateinische Umgangssprache hat man sich nicht als völlig andere Sprachform vorzustellen; viele ihrer Eigenschaften stimmen mit dem geschriebenen Standard überein, doch gibt es einige charakteristische Unterschiede, die sich in jeder Sprache finden:¹⁸

- Kurzformen: *si ante venisses, saltem nobis adiutasses.*
- Spezieller nächsprachlicher Formenschatz: *vinus mihi in cerebrum abiit.*
- Präzisions- und Korrektursignale: *medicium perdidit, immo vero malus fatus.*
- Antwortsignale, die zeigen, dass man aufmerksam zuhört: *hem; hui* (in Komödien).
- Viele stark betonte Demonstrativpronomina und -Partikeln: *etiam videte, quam porcus ille [statt erwartetem hic] silvaticus lotam comederit glandem!*
- Interjektionen: *heu, eheu! utres inflati ambulamus.*
- Wenig ausgefeilter Wortschatz (monoton, „Passe-partout-Wörter“): *venimus inter monumenta. homo (= comes, amicus) meus coepit ad stelas facere (= mingere/cacare). sedeo ego cantabundus et stelas numero.*
- Kurze Sätze; wenige Nebensätze; die logische Beziehung zwischen Aussagen wird durch Adverbien oder überhaupt nicht ausgedrückt: (vgl. die Asyndesen im vorhergehenden Beispiel).
- Spezieller umgangssprachlicher Wortschatz: *et thesaurum invenit* (statt distanzsprachlichem: *... repperit*).¹⁹

6. Das Zusammenspiel der vier Varianzen

Die vier Varianzen kommen natürlich nicht nur isoliert vor, sondern hängen immer auch miteinander zusammen.

- Das heißt, dass etwa die Nächstsprache (Diaphasie) unter Jugendlichen (Diastratie) heute (Diachronie) in der Schweiz (Diatopie) anders

aussieht als etwa die Nähesprache der heutigen Jugendlichen in Deutschland. Dies war am oben in Kap. 4.1. genannten *easy* zu erkennen, das derzeit unter deutschen Jugendlichen nicht als Antwort auf eine Entschuldigung verwendet wird.

- Zudem ist es möglich, dass Charakteristika ihre Zugehörigkeit zu einer der Dimensionen im Laufe der Zeit ändern. Besonders gut sichtbar wird dies an den deutschen Dialekten: In weiten Teilen des deutschen Sprachgebiets ist aus verschiedenen Gründen der jeweilige, von der Standardsprache gleichsam „überdachte“ Dialekt zu einer Sprachform der Unterschicht mit entsprechend geringem Prestige geworden, ein diatopisches Charakteristikum hat sich also zu einem diastratischen entwickelt. Dem entsprechend bemühen sich viele Leute, aus ihrer eigenen Sprache (insbesondere natürlich aus der gesprochenen) möglichst alles auszumerzen, was auch nur anflugsweise regional (und damit: nach Unterschicht) klingt, bzw. es achten Eltern darauf, dass ihre Kinder nur ein möglichst „unauffälliges“ Standarddeutsch beherrschen sollen. Dies führt zu einem „sprachlichen Klima“, das großenteils von der Angst geprägt ist, durch Abweichungen vom Standard sofort als Angehöriger der Unterschicht auf- und damit abzufallen. Vollkommen anders ist die Situation in der Deutschschweiz sowie in Vorarlberg, wo der jeweilige Ortsdialekt überhaupt nicht mit einer sozialen Schicht assoziiert wird, sondern von jedermann in jeder Situation verwendet wird und deshalb auch nicht stigmatisierend wirkt.
- Das in Kap. 5.1 geschilderte Kontinuum von Nähe- und Distanzsprache steht nicht allen gesellschaftlichen Schichten in vollem Umfang zur Verfügung, es gibt darin also diastratische Unterschiede: Das graphische Medium fehlt (funktionalen) Analphabeten ganz und vom phonischen Medium beherrschen viele Leute aus der Unterschicht nur die Bereiche am nächstsprachlichen Pol. Dadurch erhalten viele Charakteristika der Nähesprache für Angehörige der oberen Schichten wiederum ein niedriges Prestige und sie versuchen, sich

möglichst nur distanzsprachlich auszudrücken.

Durch die unterschiedlichen Variations- und Beeinflussungsmöglichkeiten ergibt sich also ein äußerst facettenreiches Bild, ein Bild, das der Vielgestaltigkeit einer Sprache viel besser gerecht wird als die einförmige, nur vom Duden geprägte „Schwundstufe“ einer Sprache, die von manchen Sprachschützern propagiert wird.

7. Die vier Varianzen der Sprache im Unterricht

Die obigen Ausführungen haben Konsequenzen für den Unterricht: Philologen beschwerten sich oft, die Jugendlichen seien sprachlich unkultiviert. Angesichts dessen sehen sie ihre Aufgabe darin, das „Deutsch“ der Schüler zu verbessern, damit diese – ohne Rücksicht auf die kommunikative Situation – eine möglichst gepflegte Standardsprache verwenden.

Es geht jedoch um etwas anderes: Bei den Gymnasiasten soll erstens das Bewusstsein für die vier Varianzen – insbesondere für die *d i a p h a s i s c h e* – geweckt und zweitens soll den Schülern die Fähigkeit vermittelt werden, sich den jeweiligen situativen Anforderungen entsprechend auszudrücken, also eine bei jedem Muttersprachler bereits bestehende Fähigkeit zu vervollkommen, die in der einschlägigen Fachliteratur als „*i n n e r e M e h r s p r a c h i g k e i t*“ bezeichnet wird. Der Sprachunterricht darf jedoch ausdrücklich *n i c h t* den Zweck haben, den Jugendlichen die von ihnen bereits beherrschten nächstsprachlichen Register auszutreiben und sie durch ein einheitliches distanzsprachliches zu ersetzen.

Damit dies möglich wird, muss zunächst die Lehrkraft selber ihr Verhältnis zur Sprache und zu den vier Varianzen überdenken. Dazu gehört die Einsicht, dass das Bild von einer monolithischen deutschen, lateinischen usw. Sprache eine *F i k t i o n* ist.²⁰ Was die Diaphasie betrifft, so ist es hilfreich, wenn man den eigenen Sprachgebrauch überprüft: Wie habe ich gerade mit einem Kollegen im Einzelgespräch gesprochen – und wie in der Lehrerkonferenz? Wie habe ich letztthin eine SMS an meinen Partner formuliert – und wie einen Leserbrief?

Selbst das im Unterricht als Zielsprache vermittelte Standarddeutsch darf nicht eine mittlerweile bereits veraltete schriftliche Ausprägung darstellen, sondern muss von der flexibleren Norm des beginnenden 21. Jahrhunderts ausgehen, auch, was Dauerbrenner wie den Konjunktiv in Nebensätzen und die *consecutio temporum* betrifft.

Wie kommt das Thema im Unterricht vor?²¹ Im altsprachlichen Unterricht ist das Ü b e r s e t z e n der Ort, und zwar schon bei den Lehrbuchtexten. Das Ziel besteht ja darin, dass die Schüler text- und situationsgerecht übersetzen. Eine Möglichkeit dazu ist folgende: Man beobachtet die Schüler, wie sie übersetzen, korrigiert und erläutert, aber zunächst noch ohne den theoretischen Hintergrund zu liefern. Bei den Wörterangaben in den Lehrbüchern ist die deutsche Wiedergabe der Vokabeln zu überprüfen: Sind die Lernwörter nicht auf eine unpassende (z. B. altertümliche) Weise übersetzt (*gratia* = „Anmut“)? Dasselbe gilt für die Grammatik: Optativischer Konjunktiv im Hauptsatz ist im heutigen Deutsch nicht mehr durch „möge...!“ , sondern z. B. durch „hoffentlich ...“ wiederzugeben.²²

Irgendwann ist es dann Zeit, in der nötigen Knappheit auch den sprachtheoretischen Hintergrund zu liefern. Hier ist die Absprache mit der Deutschlehrkraft der sinnvollste Weg. Davon werden auch die modernen Fremdsprachen profitieren.²³ Später, im Lektüreunterricht, kann das Thema zentral werden. Und wenn dann in einer schriftlichen Arbeit zu PETRON ein Schüler den Satz eines Freigelassenen *abiit ad multos* durch „er guckt die Radieschen von unten an“ übersetzt (selbstverständlich mit grammatischer Kommentierung, so wie er es gelernt hat), dann hat sicher dieser Schüler das Unterrichtsziel erreicht.

Zum Schluss seien die Lernziele aufgelistet:

- Die Schüler wissen, dass jede Sprache nicht ein einförmiges Ganzes ist, sondern von den erwähnten vier Varianzen geprägt wird, und sie kennen für jede schlagende Beispiele.
- Die Schüler können scheinbar synonyme sprachliche Erscheinungen in die erwähnten Varianzen einordnen.
- Insbesondere wissen sie, dass die diaphasische

Varianz in der Sprachbeherrschung zentral ist; sie kennen die Situationen, in denen Nähe- bzw. Distanzsprache verwendet wird und lernen in einem ständigen Prozess, in ihrer eigenen mündlichen und schriftlichen Kommunikation situationsgemäße Nähe- bzw. distanzsprachliche Ausdrucksformen zu verwenden.

Anmerkungen:

- 1) Ähnlich schon von Polenz 1999, 345 f.
- 2) Dies ist nicht der einzige derartige Fehler, der Sick unterläuft; auf weitere – bei seinem unwissenschaftlichen Ansatz systemimmanente – Unrichtigkeiten machen Maitz/Elspaß 2007, Topalović/Elspaß 2008 und Meinunger 2008 aufmerksam.
- 3) Das Konjunktivzeichen lautet also im Singular -iē-, im Plural aber -ī- (bzw. sekundär gekürzt -ī-). Dieser Ablautunterschied setzt exakt die Verhältnisse in der urindogermanischen Grundsprache fort, vgl. auch die den lateinischen Konjunktiven formal entsprechenden griechischen Optative, z. B. 2. Sg. ε-ῖη-ς bzw. 2. Pl. ε-ῖ-τε.
- 4) Abgesehen von der Tatsache, dass noch Cicero auch nach Langvokal und Diphthong ein Doppelschrieb (*divissio, caussa*), das erst später vereinfacht wurde; somit ist auch unsere angeblich „klassische“ Orthographie des Lateins eigentlich erst in nachklassischer Zeit entstanden.
- 5) Dies führte dazu, dass selbst der Klerus miserable Lateinkenntnisse hatte; berühmt geworden ist der arme Pfarrer aus der Gegend von Salzburg um 746, der Täuflinge mit der Formel taufte: *Baptizote in nomine patria et filia et spiritus sancti*. – Über die vergeblichen Bemühungen Karls des Großen, selbst noch schreiben zu lernen, erzählt Einhard in seiner Biographie Karls (Kap. 25 am Ende).
- 6) Der in Zürich domizilierte Weltverband des Fußballs, die FIFA, hat – vielleicht unter zusätzlicher Mitwirkung ihres Schweizer Präsidenten Sepp Blatter – verfügt, dass die von der FIFA organisierten Weltmeisterschaften in deutscher Sprache ausschließlich als „FIFA Fussballweltmeisterschaften“ bezeichnet werden dürfen. Dies hat bei der Weltmeisterschaft in Deutschland 2006 zu Irritationen bei Sponsoren geführt, vgl. die Erklärung der Firma Schenker in: <http://www.schenker.de/deutsch/referenzen/events/fussballGlobus.html> (6.9.2008).
- 7) Eine ausführliche Sammlung des nicht im gesamten deutschen Sprachraum gebräuchlichen Wortschatzes bieten Ammon et alii 2004.

- 8) Die Endung des Dativ Singular der 1. Deklination ist in der Stadt Rom immer -ai bzw. jünger -ae, in den Landstädten Latiums findet man auch -a.
- 9) Noch Cicero (*de orat.* 3, 42f.) macht auf Ausspracheunterschiede zwischen Stadtrömern und anderen Bewohnern Latiums aufmerksam, wobei die städtische Variante selbst im Munde von bildungsfernen Proletariern als „feiner“ galt – also mehr Prestige hatte – als die Aussprache sogar von gebildeten Landbewohnern wie dem berühmten Schriftsteller Valerius Soranus.
- 10) Gut bekannt sind Experimente aus der Psychologie, aus denen hervorgeht, dass erwachsene Versuchspersonen eher geneigt sind, Kinder zu unterbrechen, um sie zu anderen Arbeiten im Haushalt anzuhalten, wenn sie lesen als wenn sie spielen.
- 11) Nach den bevorzugten Wohngebieten der Oberschicht im 16. Arrondissement bzw. nach dem für die Oberschicht typischen Mädchenornamen Marie-Chantal benannt.
- 12) Niceros hat die Geschichte offensichtlich schon oft erzählt; er hätte also nicht mehr auf die Strukturierung des Inhalts achten müssen und stattdessen seine Worte etwas differenzierter wählen können.
- 13) Weitere Rückschlüsse auf den niedrigen Bildungsgrad bieten außersprachliche Fakten wie der Rückgriff auf Verschwörungstheorien und Aberglauben (Kap. 42 *medici illum perdidierunt, immo magis malus fatus*) und allerlei Zaubergeschichten wie diejenige vom Werwolf (Kap. 61ff.), ein Stoff, der nach Plin. nat. 8, 80 gerade beim *vulgus* sehr verbreitet war.
- 14) In einer Diskussion im *Usenet* im Jahre 2007 kritisierte eine deutsche Studienrätin, dass man als Antwort auf das Bekenntnis „ich liebe dich“ nicht das elliptische „ich dich auch“ verwenden dürfe, sondern aus Gründen der Verständlichkeit einen vollständigen Satz in der Art von „ich erwidere deine Liebe“ gebrauchen müsse (wobei sie offensichtlich sogar auf *variatio* im Ausdruck Wert legte). Es ist einsichtig, dass ein solcher Satz – bei all seiner möglichen stilistischen Qualität – in intimer Zweisamkeit völlig unangebracht ist.
- 15) Die Weltwoche, 34, 2008 <http://www.weltwoche.ch/artikel/?AssetID=20744&CategoryID=95> (7.9.2008).
- 16) Bildungen, die aus unflektierten Verbalstämmen wie *freu* und Erweiterungen wie *megaknuddel* oder *verdutztguck* bestehen, sind von der Walt-Disney-Übersetzerin Erika Fuchs als Verbalisierung von wortlosen Handlungen und Geräuschen (z. B. *seufz*) erfunden worden und werden als „Inflektive“ bzw. scherzhaft „Erikative“ bezeichnet. Als scherzhafte Einsprengsel werden sie immer noch mit demselben Zweck in der Nähesprache des schriftlichen Mediums (vor allem in Mails, SMS und Chats) eingesetzt.
- 17) Was Emil Steinberger dem deutschen Publikum vorgesetzt hat, ist keineswegs Dialekt, d. h. Mundart, sondern eine parodistische Überzeichnung von dialektal geprägter Standardsprache, die in der Schweiz in distanzsprachlichen Situationen bei Sprechern durchaus aller Schichten zu hören ist und bezeichnenderweise als „Schriftdeutsch“ bezeichnet wird.
- 18) Für Details vgl. Koch 1995.
- 19) Dass der Unterschied zwischen *reperire* und *invenire* in der unterschiedlichen Bedeutung liege, ist eine unter klassischen Philologen unausrottbare Erklärung; ein Blick in den „*Thesaurus Linguae Latinae*“ zeigt indessen, dass der Unterschied bloß diaphasisch ist.
- 20) Deshalb dürfen auch laienhaft-normative Darstellungen der angeblichen deutschen Grammatik in der Art von Bastian Sicks Schriften im Sprachunterricht keinen Platz haben, vgl. Maitz/Elspaß 2007.
- 21) Für den Unterricht in der Muttersprache bieten *Neuland* 2006 sowie *Der Deutschunterricht* 59, 3 (2007) eine Fülle von wertvollen Anregungen. Vielen Beiträgen gemeinsam ist das starke Gewicht, das auf die Diaphasie gelegt wird.
- 22) Schon Erich Kästner macht sich in seinem 1933 erschienen Roman „Das fliegende Klassenzimmer“ über das altertümlich-gestelzte Deutsch der klassischen Philologen lustig, wenn er einen Lateinprofessor „ergriffen“ zum kleinen Johnny sagen lässt: „Möge es dir zum Besten dienen, o Knabe!“ Nicht mehr zeitgemäßes Deutsch sind darin auch die Kollokation (jemandem) „zum Besten dienen“ (die natürlich einen lateinischen *dativus commodi* wiedergibt), die durch o eingeleitete Anrede sowie wahrscheinlich auch das Wort „Knabe“, das im Deutschen außerhalb der Schweiz heute nur noch administrativ bzw. altertümlich klingt.
- 23) Vgl. im Englischen die Bildungsweisen des Futurs bzw. die Kurzformen à la *I won't*, im Französischen wiederum das Futurum, die Setzung bzw. Weglassung von *ne* bzw. die verschiedenen Möglichkeiten, einen Fragesatz zu bilden.

Bibliographie:

- Ammon, U., *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*, Berlin / New York 1995.
- Ammon, U. et alii, *Variante Wörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*, Berlin / New York 2004.
- Koch, P., „Une langue comme toutes les autres : Latin vulgaire et traits universels de l'oral“ in: L. Callebaut (Hrsg.), *Latin vulgaire – latin tardif IV*, Hildesheim / Zürich / New York 1995, 125-144.
- Maitz, P. / Elspaß, St., „Warum der ‚Zwiebelfisch‘ nicht in den Deutschunterricht gehört“, in: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 34, 5, 2007, 515-526.
- Meinunger, A., *Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den „Zwiebelfisch“*, Berlin 2008.
- Neuland, E. (Hrsg.), *Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht*, Frankfurt a. M. 2006.

- von Polenz, P., *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III, 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin / New York 1999.
- Seidl, Ch., „Latein + Griechisch + Gotisch = Galloitalisch. Zur Herausbildung der norditalienischen Dialekte im 6. Jh.“, in: M. H. Graf / Ch. Moser (Hrsg.), *Strenarum lanx. Beiträge zur Philologie und Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Festgabe für Peter Stotz zum 40-jährigen Jubiläum des Mittellateinischen Seminars der Universität Zürich*, Zug 2003, 9-38.
- Topalović, E. / Elspaß, St., „Die deutsche Sprache – ein Irrgarten? Ein linguistischer Wegweiser durch die ‚Zwiebelfisch‘-Kolumnen“, in: M. Denkler et alii (Hrsg.), *Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen*, Münster 2008, 37-57.
- Wirth, Th. / Seidl, Ch. / Utzinger, Ch., *Sprache und Allgemeinbildung. Neue und alte Wege für den alt- und modernsprachlichen Unterricht am Gymnasium*, Zürich 2006.
- CHRISTIAN SEIDL und THEO WIRTH, Zürich

Die Geschichtsphilosophie im platonischen „Politikos“ und wir

Ende Oktober 2008 erschien von THOMAS ZWENGER das Buch: „Geschichtsphilosophie – eine kritische Grundlegung“. Eine eindeutige Begründung dafür, warum antike Geschichtsschreibung, aber nicht antike Geschichtsphilosophie vor AUGUSTINUS darin behandelt wird, ist dem Buch nicht zu entnehmen. Wir kommen darauf noch zurück. Schon 1946 hat WILHELM NESTLE unter dem Titel „Griechische Weltanschauung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart“ ein Buch vorgelegt, das sich auch mit der griechischen Geschichtsphilosophie befasst. Ein weiteres Beispiel stellen die folgenden Zeilen vor. Wir können dies angesichts der Textfülle hier jedoch nur in Kurzfassung tun.

Kurzfassung des Mythos

Vorbemerkung: Die Geschichtsphilosophie im platonischen Politikos liegt in der Denkform des Mythos vor. Es handelt sich nicht um einen Mythos schlechthin, sondern um einen platonischen Mythos, der zunächst aus sich selbst heraus zu interpretieren ist. Lässt sich in der Textinterpretation die Stimmigkeit der Elemente des

Mythos ohne irgendeinen schneidenden Widerspruch zu Platons Lehren nachweisen, kann über die Ernsthaftigkeit des Mythos entschieden und über seinen Grund nachgedacht werden.

Wir wählen aus dem Text den Entwurf eines Geschichtsverlaufs, der unsere Welt betrifft und aus den Prämissen der Gegenwart in die Zukunft hinein entwickelt wird (273a4-e5). Wesentliche Elemente dieses Geschichtsverlaufs sind die Weltseele und der Weltkörper (das σωματοειδές).

Der Schöpfer nahm Baustoff für die Bildung des Weltkörpers, um aus ihm und der Weltseele den Kosmos zu gestalten.¹ Dieser Baustoff und damit der ganze Weltkörper befindet sich aus eigener Kraft² in ständiger, aber unregelmäßiger Bewegung. Eine Änderung seines Verhaltens ist dadurch jederzeit möglich. Anschaulich sagt der Mythos: Nach einer gewissen Zeit werde die Wirkung des Weltkörpers größer, in der Weltseele mache sich Vergesslichkeit (gegenüber „der Lehre ihres Schöpfers und Vaters“ = der Ideenwelt)³ bemerkbar, und der Zustand des früheren praekosmischen Chaos gewinne die Oberhand. Das bedeutet, dass die vom Weltkörper ausgehende